

ROSE DANIEL

WELT DES AUFRUHRS

WIE FREI KANNST DU SEIN?

Leseprobe

Copyright © 2024 by



RoseRed Verlag
Breite Str. 49
50170 Kerpen

Web: www.rosered-verlag.de
E-Mail: info@rosered-verlag.de

Lektorat: Lana Kramer
Korrekturat: Lisa Reim-Benke
Layout, Satz: Sabine Albrecht
Umschlag, Illustration: Lars Seiffert

Der Songtext stammt aus:
SHE von Herbert Kretzmer & Charles Aznavour
Essex Musikvertrieb GmbH Hamburg

Alle Rechte vorbehalten.



TEIL I



KAPITEL

1

Wenn du glaubst, dass es nicht mehr weitergeht, dass alles schon verloren ist, dann versuche, dich an das zu erinnern, was dein Herz mit Freude füllt, was deinem Dasein einen Sinn gibt und was es wert ist, um dafür zu kämpfen.«

Das waren immer die Worte ihrer Mutter gewesen, wenn Amalia weinend in ihren Armen gelegen hatte. Ein Rat, an den sie sich jetzt mit bittersüßem Beigeschmack zurück-erinnerte. Denn ihre Mutter war nur noch eine Stimme in ihrem Kopf. Eine Erinnerung, die sie wie einen Schatz mit sich trug. Nie wieder würde sie ihr neuen Rat geben können. Dafür hatte sie ihr aber genug Lebensweisheiten für den Rest ihres Lebens in einem Erste-Hilfe-Koffer eingepackt. Den hatte Amalia jetzt bitternötig.

Wäre die Angst um ihr Leben nicht so groß gewesen, hätte sie den brennenden Schmerz ihrer zarten Haut intensiver gespürt, die Minuten zuvor brutal aufgeschlitzt worden war.

Doch ihre Gehirnzellen waren so sehr damit beschäftigt, das gerade Geschehene zu verarbeiten, dass sie sich kaum den Signalen ihrer Nervenzellen widmen konnte. Jetzt war nicht die richtige Zeit, sich selbst zu bemitleiden. Und trotzdem ging ihr ständig dieselbe Frage durch den Kopf:

Womit habe ich das alles verdient?

Noch vor einer Woche war ihr Leben normal gewesen. Sie hatte ein Zuhause, eine Familie, einen Traum gehabt. Jetzt wusste sie nicht einmal mehr, warum sie existierte und weshalb sie weiterkämpfen sollte. Sie hatte alles verloren, was sie besaß und liebte. Ihr Wert war binnen Tagen um das Zehnfache angestiegen. Nun war sie innerhalb von wenigen Augenblicken völlig wertlos geworden. Sie hatte die Liebe ihres Lebens gefunden, nur um dann die Frau eines anderen zu werden, der in ihrem Kopf immer noch Abscheu weckte. Einem Mann, der sie erst in diese Lage gebracht hatte.

Doch eine Sache hatte man ihr nicht genommen: die Hoffnung. Denn es gab da eine hell aufleuchtende Energiequelle, die ihr in dieser dunklen Stunde aus einer anderen Sphäre neuen Mut schenkte, und das war nicht ihre Mutter. Es war der Mensch, der ihr Herz mit Freude füllte, der ihrem Dasein einen Sinn gab und für den es sich lohnte, zu kämpfen: ERIK.

»Geh da rüber!«, befahl Amalia ihrem Kidnapper mit einer Kopfbewegung zu seinem Komplizen in etwas Entfernung.
»Sonst drück ich ab.«

Dieser rührte sich jedoch nicht von der Stelle, wohingegen sein Partner nun ihre volle Aufmerksamkeit hatte, obwohl er gerade noch dabei gewesen war, wegzugehen.

Ihre Augen huschten ständig zwischen den zwei Männern hin und her, die eben noch IHR Leben bedroht hatten. Sie musste beide im Blick behalten, so dass sie keinen Gegenangriff

wagten. Auch wenn sie nun in Besitz der Pistole war, war sie immer noch unterlegen. Und nicht zu vergessen: Sie hatte auch noch nie eine Schusswaffe in der Hand gehalten, um zu wissen, wie man sie bediente. Doch das durfte sie sich nicht anmerken lassen.

»Geh rüber!«, brüllte sie erneut, diesmal lauter als zuvor, da ihr Kidnapper nicht reagierte. Instinktiv legte sie ihren Finger auf den Abzug. Endlich gehorchte ihr der falsche Bulle Namens Tom. Amalia atmete erleichtert auf.

Während sie gerade dabei war, sich aufrecht hinzusetzen, fiel ihr Blick erneut auf den Polizisten. Genau rechtzeitig, um zu erkennen, dass er den Arm ausstreckte, um nach der Pistole zu greifen. Sofort richtete sie die Waffe auf ihn.

»Denk nicht mal dran!« Mit einer erneuten Kopfbewegung zur Seite machte sie ihm klar, endlich zu seinem Komplizen Larry zu gehen. Tom schnaufte wütend, tat aber, was sie verlangte.

»Siehst du, welche Scheiße du uns jetzt eingebrockt hast?«, zischte er den kleingewachsenen Glatzkopf an.

Dieser wollte schon etwas erwidern, als Amalia beim Versuch, aufzustehen, fast umkippte. Sie konnte ihre Beine nicht richtig spüren, da die Blutzufuhr durch das Gewicht von Larry, der kurz zuvor noch auf ihr gesessen hatte, nicht zu ihren Füßen gelangte.

Tom nutzte die Gelegenheit und stürzte sich auf sie. Amalia schaffte es noch, den Arm mit der Waffe auf ihn zu richten. Doch als sie reflexartig abdrückte, passierte NICHTS.

Kein Peng, kein Schuss.

Sie drückte erneut auf den Abzug, wieder geschah nichts. Erschrocken blickte sie auf die Pistole hinab, während der Polizist auf sie zukam, ihr die Waffe mit einer flinken Bewegung aus der Hand riss und ihr damit ins Gesicht schlug. Die Pistole traf halb ihre Wange, halb ihr Ohr.

»Das Ding is' nich' geladen?!«, rief Larry von hinten.

»Scheiße, muss ich vergessen haben in der ganzen Eile.«

Noch ehe Amalia den Versuch wagen konnte, sich umzudrehen und wegzulaufen, packte er sie am Arm. »Genug Spielchen, Schlampe!«, keifte er sie an und holte schon zu einem zweiten Schlag aus, als plötzlich lautes Gehupe losging und gar nicht mehr aufhören wollte.

»So ein Mist auch!«

»Was is' das?«, wollte der Glatzkopf wissen.

Das muss Jamil sein, dachte sich Amalia. Der Kleine versuchte scheinbar, in dem Wagen auf sich aufmerksam zu machen. An diesem verlassenem Ort war das aber völlig zwecklos.

Tom zog aus seiner Hosentasche die Autoschlüssel heraus und warf sie Larry zu. »Im Wagen sitzt ein kleiner Straßenkötter. Sorg dafür, dass er Ruhe gibt!«

»Nein!«, entfuhr es Amalia. »Bitte, tut ihm nichts. Er ist doch ein Kind.«

»Er ist wertloser Dreck«, entgegnete der Polizist. »Und du bist es jetzt auch, Mrs. Reynolds.«

Das Hupen nahm kein Ende. Wurde sogar heftiger. Der Glatzkopf schnaubte genervt, bevor er sich mit den Schlüsseln in der einen Hand und der Waffe, die ihm sein Kollege reichte, in der anderen umdrehte.

»Warte!«, rief Tom ihm nach. »Lass mir das Skalpell da.«

Amalia schrie laut auf, jedoch nicht aus Angst vor der scharfen Klinge, die nur Augenblicke später ihrer Halsschlagader gefährlich nahe kam, sondern wegen des Schusses, der nicht nur sie zusammenzucken ließ, sondern auch ihren Kidnapper.

Nein, Jamil! Die Pistole war doch geladen.



KAPITEL

2

Der junge Keeper betrachtete sein eigenes Spiegelbild mit Argwohn. Die blattgrüne Uniform, die man ihm gegeben hatte, saß zwar wie eigens für ihn geschneidert, aber dennoch kam ihm diese Person im Spiegel fremd vor. Er hatte keinerlei Bezug zu dem jungen Mann, der ihn direkt anstarrte. So sehr er auch in seiner Erinnerung herumkramte, fand er nichts, das ihn zufriedenstellte.

Man hatte ihm bei seinem Transport hierher gesagt, dass er in seinem vorherigen Leben ein Schwerverbrecher gewesen sei, dem die Regierung eine zweite Chance gegeben habe, ein anständiges Leben zu führen. Eine Art Resozialisierung anstelle der Todesstrafe. Nur welches Verbrechen er begangen hatte, wollte man ihm nicht verraten.

Er beugte sich nach vorn und schaute seinem Spiegelbild tief in die haselnussbraunen Augen.

»Wer bist du?«

Statt einer Antwort folgte ein lautes Klopfen an der Tür hinter ihm. Er drehte sich augenblicklich um.

»Hey, 087, das Training beginnt gleich.«

087, das war er jetzt: eine Nummer. Ein Häftling auf freiem Fuß, der es nicht einmal wert war, einen Namen zu besitzen. Der stand ihm erst zu, wenn er sich als treuer Diener der Regierung erwiesen hatte. Dann konnte sein Arbeitgeber entscheiden, wie er ihn nennen wollte. So waren die Regeln.

Schöne Freiheit, dachte er sich. Es musste ein schweres Verbrechen gewesen sein, das diese Strafe rechtfertigte. Gab es irgendwo da draußen einen anderen Menschen, dem er wichtig war, der ihn vermisste? Eine Mutter, einen Vater, einen Freund? Gab es irgendjemanden, der die Erinnerungen in sich trug, die er verloren hatte? Lebte seine Vergangenheit noch durch irgendwen weiter?

Plötzlich überkam ihn eine andere Erkenntnis, die ihm wie ätzende Säure durch die Venen schoss: Sein Herz war genauso leer wie sein Kopf. Zwar pochte es – das konnte er spüren, wenn er die Hand auf seine Brust legte –, doch es pochte für nichts und niemanden. Wie ein Uhrwerk, das mechanisch weiter tickt, ohne sich darum zu sorgen, in wessen Haus es steht und wer der eigentliche Besitzer ist.

Warum bekümmerte ihn all das bloß? Was spielte es für eine Rolle?

Ja, man hatte ihn all seiner Erinnerungen beraubt. All seine persönlichen Erlebnisse waren spurlos verschwunden, so wie die Orte, Dinge und Menschen, die an sie geknüpft waren. Gelöscht worden war aber nur sein episodisches Gedächtnis. Er besaß noch immer die Fähigkeiten, zu sprechen, zu denken, zu handeln. Er war hier, er atmete, er lebte, und nur das zählte. 087 hatte eine Funktion: die Weltordnung aufrechtzuerhalten. Das war der Sinn seines Lebens, nicht mehr und nicht weniger.

»Keine Erinnerungen – keine Sorgen«, sagte er zu seinem Spiegelbild. Doch die Augen des jungen Mannes, an den er seine Worte richtete, schienen nicht davon überzeugt zu sein. Sie strahlten eine Trauer aus, die nicht für eine Nummer – nein, seine Nummer – bestimmt war. Und da war noch etwas in ihnen: Sehnsucht. Aber nach wem?



»Lasst sofort die Frau los!«

Die raue Stimme, die plötzlich in der Stille zu hören war, gehörte einem dünnen großgewachsenen Mann mit grauem Vollbart, der sich in etwas Entfernung hinter Amalia befand und sein Gewehr direkt auf den Polizisten gerichtet hielt. Er trug eine schwarze Uniform mit gelb leuchtenden Signalstreifen an beiden Seiten, die Amalia an die Sicherheitsmänner des Chemiekonzerns ihrer Arbeitsstelle erinnerte.

Konnte das wahr sein? Hatte sie jemand in dieser gottverlassenen Gegend gehört?

Ihre beiden Entführer reagierten nicht. Sie starrten den älteren Mann nur völlig perplex an.

»Ich zähle bis drei, danach schieß ich!«

Da sich die zwei noch immer nicht rührten, begann er langsam, aber laut zu zählen.

Noch bevor er die Zahl Drei ausgesprochen hatte, riss sich Larry von seinem Platz los und rannte auf sein Fahrzeug zu.

»Warte!«, schrie Tom und lief ihm hinterher.

Der Sicherheitsmann schoss erneut in die Luft, um sie abzuschrecken. Amalia eilte sofort zu ihm, während ihre Entführer sich ins Auto setzten. Larry schaltete schon in den Rückwärtsgang, als Tom nach dem Lenkrad griff, um die Richtung zu wechseln. Amalia konnte zwar nicht hören, was die beiden im Autoinneren miteinander besprachen, doch es

sah nach einer Auseinandersetzung aus. Schließlich kam der Wagen in die Gänge – genau auf sie zugefahren.

Schutzsuchend sprang sie hinter den Sicherheitsmann, der mit seinem Gewehr auf den Wagen zielte. Die Schüsse prallten gegen die Frontscheibe des Fahrzeugs. Endlich schaffte es Larry, Tom von sich wegzudrücken und das Steuer in seine Kontrolle zu bringen. Er wendete und fuhr mit Vollgas davon, während der Sicherheitsmann ihnen hinterherlief und weitere Schüsse abfeuerte. Es gelang ihm zwar, einen der hinteren Reifen zu treffen, so dass der Wagen etwas aus dem Gleichgewicht kam, doch die Kiste war stabil genug, um mit den Kidnappern zu entkommen.

Als das Entführerfahrzeug schon so weit von ihnen entfernt war, dass die Schüsse ohnehin ins Leere gingen, kehrte der Sicherheitsmann zurück.

Amalia stand mit wackeligen Knien da, hielt beide Hände auf die Ohren gepresst. Durch die offene Wunde ihrer Hand hatte sich Blut auf ihrer linken Gesichtshälfte verteilt. Die rechte Wange war von dem harten Schlag mit der Waffe etwas angeschwollen und ebenfalls rötlich verfärbt.

»Alles in Ordnung?«, fragte ihr Retter, als er wieder etwas außer Atem vor ihr stand.

Sie nickte ihm zu, zitterte aber noch. Jetzt erst nahm sie den brennenden Schmerz ihrer aufgeschnittenen Haut wahr. Am liebsten hätte sie sich ihrem Helfer um den Hals geworfen, doch da begann auch schon wieder das Hupen und riss sie schlagartig aus ihrer Trance.

Beide schauten in Richtung des altroten Opels, der am Straßenrand stand. Amalia rannte sofort darauf zu. Der Mann folgte ihr. Jamil kletterte von dem Fahrersitz rüber, als er sie entdeckte, und klopfte erneut gegen die Fensterscheibe. Die Türen des Fahrzeugs waren alle verschlossen. Und der Besitzer des Wagens war mit den Schlüsseln verschwunden.

»Treten Sie zur Seite!«, sagte der Sicherheitsmann. Er gab Jamil mit einer Geste zu verstehen, dass er sich ducken sollte, und schlug mit der Rückseite seines Gewehrs die Fensterscheibe des hinteren Sitzes ein, so dass der Junge herausklettern konnte. Amalia half ihm aus dem Auto, damit er sich nicht an dem zerbrochenen Glas verletzte. Dann drückte sie ihn fest an sich.

»Alles okay, Jamil«, flüsterte sie in sein Ohr. »Hab keine Angst mehr.« Mit feuchten Augen blickte sie zu dem Mann über ihr auf. »Vielen Dank! Sie haben uns gerettet.«

Er lächelte sie freundlich an, sagte aber nichts.

»Und auch dir danke, mein Kleiner«, flüsterte Amalia in Jamils Wuschelhaare hinein. Hätte er nicht so hartnäckig weitergehupt, wäre sie jetzt vermutlich nicht mehr am Leben.



KAPITEL

3

Leonard saß auf einem der beiden Küchenstühle, auf dem zuvor noch Amalia gesessen hatte – gefesselt an Armen und Beinen. Die halbvolle Teekanne stand noch auf dem Tisch. Wer würde denken, dass er vor wenigen Stunden noch ein nettes Pläuschchen mit der Zwillingsschwester seiner verstorbenen Herzensdame geführt hatte? Von dem Frieden, der hier noch geherrscht hatte, war nichts mehr zu spüren.

Ein heftiger Faustschlag traf ihn jetzt direkt in die Magen-grube. Es war bereits der vierte. Leonard sah dem spitzbärtigen Kerl vor ihm an, wie gern er ihm ins Gesicht geschlagen hätte, aber das hatte sein Arbeitgeber strengstens verboten. Es sollten keine äußerlich sichtbaren Verletzungen an ihm zu sehen sein.

Der zweite Kerl hinter dem Schlägertyp fragte nun schon zum fünften Mal: »Wo hast du sie versteckt?« Und erneut

grinste Leonard, ohne ein Wort zu sagen. »Na gut, dann müssen wir es eben anders versuchen.«

Er gab dem Schlägertyp ein Zeichen. Dieser löste Leonards gefesselte Hände, nur um sich seinen rechten Arm zu schnappen, und den linken wieder an die Stuhllehne zu binden.

Leonard versuchte, seine freie Hand als Abwehr zu benutzen, doch der zweite Mann hielt ihn fest, während der Schläger sein Handgelenk packte und seine Hand mit ganzer Kraft gegen den Uhrzeigersinn drehte. Ein lautes Knacksen erklang, gefolgt von einem schmerzerfüllten Aufschrei.

»Ihr könnt einem echt leidtun«, sagte Leonard, nachdem der Schmerz des Knochenbruchs etwas nachgelassen hatte. »Ist schon erbärmlich, seinen Wert damit aufrechtzuerhalten, anderen Schmerzen zuzufügen.« Er gab ein leises Lachen von sich. Wie so oft wurde er in seiner Überzeugung bestätigt, den Black Doves beigetreten zu sein. Dieses System stank gewaltig und musste unbedingt gestürzt werden.

Der Schläger knallte ihm die flache Hand ins Gesicht.

»Den Kopf nicht anfassen, du Idiot, schon vergessen?«, brüllte ihn der zweite an.

Leonard hatte den stumpfen Schmerz seiner gebrochenen Hand noch nicht verdaut, als sie sich seine linke auch noch schnappten.

»Mit zwei gebrochenen Händen wirst du nicht mehr viel machen können«, versuchte ihm der ruhigere der beiden Auftragsschläger klarzumachen. »Ich würde es mir gut überlegen, ob dir die Tussi das wert ist.«

Und ob sie das ist, dachte sich Leonard und biss die Zähne zusammen, wohl wissend, was jetzt geschehen würde.

Nachdem sie ihm auch das zweite Handgelenk gebrochen hatten, ohne dass er Amalias Aufenthalt verraten hätte, gab

der Boss von beiden seinem Prügelknecht mit einem Kopfnicken ein Zeichen, zum letzten Schritt überzugehen.

Natürlich hätten sie ihm noch mehr körperliche Qualen zufügen können, aber es hätte nichts gebracht. Leonard hatte eine harte Schale und würde nicht nachgeben.

»Wenn dich sogar die Androhung nicht zum Sprechen bringt, deinen Wert zu verlieren, dann gibt es wohl nur einen Weg, bei dem jeder doch noch die Klappe aufreißt.«

Der Schlägertyp holte aus einem schwarzen Rucksack einen langen Strick heraus, der bereits zu einem Henkersknoten gebunden war, und legte ihn Leonard um den Hals.

»Du hast jetzt eine letzte Wahl«, sprach sein Peiniger. »Sagst du uns, wo sie steckt, lassen wir dich am Leben. Sagst du's nicht, kannst du dem lieben Gott persönlich die Hand schütteln, denn der kann jetzt auch nichts mehr für dich tun.«

Leonards Atmung war schwer und zittrig. Seine Handgelenke schmerzten höllisch, aber noch mehr Leid bereitete ihm der Gedanke, was gleich folgen würde. Es war noch nicht einmal so sehr die Angst vor dem Tod, sondern die Trauer darüber, Lynette allein zurückzulassen, ohne die Möglichkeit zu haben, sich von seiner Schwester zu verabschieden. Wie auch die Trauer um die verpasste Chance, seine Tochter endlich in die Arme zu schließen.

»Was ist, hat es dir vor Schiss die Sprache verschlagen?« Der Kerl vor ihm schmunzelte.

Es hatte keinen Zweck. Egal, ob er ihnen verriet, wohin er Amalia gebracht hatte oder nicht, sie würden ihn sowieso umbringen. Er hatte genug Bücher gelesen und Filme geschaut, um zu wissen, wie diese Kerle vorgehen. Sie kannten keine Gnade und hielten sich nie an ihr Wort. Seine Stunden waren gezählt. Denn Amalia zu verraten, war für ihn keine Option. Leonard konnte nur noch abwarten, bis die Qual vorbei war.

Der Schläger nahm seine gebrochene rechte Hand und drehte sie noch einmal um hundertachtzig Grad.

Ein stummer Schrei folgte, der durch eine Faust im Mund gestoppt wurde, um nicht bis zu den Nachbarn vorzudringen.

»Strapazier nicht unsere Geduld!«

Der Schweiß stieg Leonard aus jeder einzelnen Pore. Er biss sich erneut auf die Zähne, sagte dann leise, jedoch gefasst: »Sichert euch euren Platz in der Hölle!«

Der Schläger zog den Strick so eng zu, dass Leonard kaum mehr Luft bekam. Es gab noch so viel, das er gern in seinem Leben getan hätte, so viele unerfüllte Träume. Aber er bereute es keine Sekunde, Amalia nicht doch gegen sein Leben verraten zu haben. Naomi wäre jetzt stolz auf ihn, und bald würden sie beide für die Ewigkeit vereint sein.

Keuchend rang er nach Sauerstoff, doch der gelangte nicht bis zu seiner Lunge. Die Männer schauten ihm gleichgültig beim Sterben zu. Dann trat plötzliche Verblüffung in ihre strengen Mienen.

Was war das denn? Auf Leonards Gesicht erschien ein schwaches Lächeln des Triumphs.

Chadwick Reynolds hatte nicht über ihn gesiegt.



Der Sicherheitsmann mit dem Namen Isaac Dickens hatte Amalia und Jamil mit in sein Security-Zimmer genommen, das genau auf der anderen Seite am Haupteingang des Fabrikgebäudes lag. Kein Wunder, dass ihre Stimmen nicht zu ihm vorgedrungen waren. Isaac war damit beschäftigt gewesen, ein Kartenspiel auf seinem Tablet zu spielen, um sich wach und bei Laune zu halten, als das pausenlose Gehupe sein Misstrauen geweckt hatte, wie er ihnen im Nachhinein berichtete.

»Tut mir leid, dass wir Ihnen solche Umstände bereiten«, sagte Amalia, während er ihre Hand mit dem Inhalt des Erste-Hilfe-Koffers verband.

»Kein Problem! In all den Jahren ist hier noch nie was vorgefallen. Wenigstens ist meine nächtliche Tätigkeit hier endlich einmal jemandem zugutegekommen.«

Sie lächelte ihn an, schaute dann zu Jamil hinüber, der mit dem Tablet von Isaac auf einem Sessel in einer Ecke saß und sich völlig sorgenfrei ein Cartoon anschaute.

Kind müsste man wieder sein, ging es Amalia durch den Kopf. Keine Verpflichtungen, weil man weder einen Wert besaß noch besitzen musste. Wobei, auf diesen tapferen Jungen traf dies nicht zu, denn er war vom Schicksal geprägt. Ohne Eltern, die für einen sorgten, und ohne Wert war die Existenz fast unmöglich. Ein Wunder also, dass er es so lange auf der Straße überstanden hatte.

»Wir sollten am besten gleich die Polizei verständigen, damit sie sich die Diebe schnappen, bevor sie unauffindbar sind.« Isaac entsorgte das Taschentuch, mit dem er sich die Hand nach der Verarztung saubergewischt hatte. »Ist Ihr Chip erst einmal auf dem Schwarzmarkt, kann er nicht mehr getrackt werden.«

Amalia seufzte schwermütig. Ab dieser Nacht würde sie die Polizei nicht mehr ernst nehmen können. Heutzutage konnte man niemandem mehr trauen.

»Rufen Sie die Polizei bitte nicht an.«

»Aber ohne Ihren Chip können Sie gar nichts mehr machen. Noch nicht einmal die Stadt verlassen«, erinnerte er sie.

»Das konnte ich auch mit dem Chip nicht.« Sie blickte betrübt zur Seite. Es war zwecklos, ihm die Wahrheit zu verschweigen, schließlich steckte sie so richtig in der Patsche. »Ich weiß, Sie haben schon genug für uns getan, aber dürfte ich Sie noch um einen Gefallen bitten?«

Er hob gespannt die ergrauten Brauen. »Sicher. Schießen Sie los!«

Amalia zögerte kurz. Es war ihr peinlich zu gestehen, dass sie keine Bleibe hatten, aber nach dem Erlebnis dieser Nacht wollte sie unter keinen Umständen wieder auf der Straße landen.

»Dürften wir diese Nacht vielleicht hier verbringen?«

Isaac runzelte überrascht die Stirn. »Es gibt hier ja nicht einmal ein Bett.«

»Das macht nichts. Jamil kann auf dem Sessel schlafen, und ich lege mich auf den Boden oder schlafe im Sitzen.« Sie merkte, wie erbärmlich es klang.

»Ich kann Sie nach Hause begleiten.« Vermutlich nahm er an, dass sie sich nicht mehr allein auf die Straße traute.

Amalia schluckte schwer. »Wir haben kein Zuhause mehr.«

Er starrte sie mit zusammengekniffenen Augen an, dann wanderte sein Blick zu Jamil hinüber, der ganz vertieft in den Cartoon über irgendetwas lachte. Ihm sah man an, dass er auf der Straße lebte, aber Amalia machte keinen verwahrlosten Eindruck. Außerdem wäre niemand auf die Idee gekommen, einer wertlosen Person den Chip zu stehlen.

»Ich weiß zwar nicht, in welchen Schwierigkeiten Sie stecken ...«, sagte er wieder an sie gerichtet, »... und Sie müssen mir auch nichts erzählen, aber ...« Er blickte wieder zu Jamil hinüber. »... ich schlage vor, dass ich Ihnen erst einmal etwas Warmes zu trinken mache und Sie dann mit zu mir kommen.«

Er packte das Verbandszeug weg und warf die blutigen Tücher, mit denen er Amalias Hand verarztet hatte, in den Mülleimer neben sich.

»Ich wohne in dieser Stadt. Sie benötigen also keinen Chip, um mit mir zu kommen.«

Ein Lächeln breitete sich auf Amalias Gesicht aus. »Aber können oder dürfen Sie hier überhaupt weg?«

»Dürfen – nein, aber können – ja.« Er grinste sie an, stand dann auf und ging zum Wasserkocher hinüber. »Die Wahrscheinlichkeit, dass sich heute Nacht noch etwas dergleichen ereignet, ist, statistisch betrachtet, ziemlich gering.«

Amalia beobachtete ihn dabei, wie er eine rechteckige Packung mit einer dampfenden Tasse darauf abgebildet aus einer Schublade herausnahm. »Ich hab noch einige Tüten Fertigsuppe da, die ich Ihnen anbieten kann.«

Sie nickte ihm dankbar zu. Der Gedanke, etwas Essbares in den Magen zu bekommen – sei es auch nur eine Tütensuppe –, klang herrlich.

Es gibt wohl doch noch Menschen, auf die man zählen kann, dachte sie erleichtert. Ein Fünkchen Hoffnung kehrte in sie zurück. Wenn sie diese grauenhafte Nacht überstanden hatte, würde sie auch noch die nächsten überstehen, bis sie schließlich einen Ausweg aus dieser beschissenen Lage fände. So schnell würde sie sich nicht durch Chadwick Reynolds geschlagen geben.



KAPITEL

4

Die fünfundachtzig Stufen bis zu ihrer Wohnung waren jedes Mal eine Qual für Lynette, wenn sie nach ihrer Spätschicht nach Hause kam. Der Fahrstuhl war schon seit über einem halben Jahr nicht repariert worden, so dass ihr nichts anderes übrigblieb, als die fünf Stockwerke zu Fuß zu nehmen. Wie oft hatte sie schon bei den Nachbarn geklopft, um sie dazu zu überreden, dass alle einen Teil ihres Wertes zusammenlegten, um den verdammten Fahrstuhl wieder in Gang zu bringen. Aber anscheinend kümmerte es die anderen Bewohner herzlich wenig, da bisher keinerlei positive Rückmeldung gekommen war. So ganz konnte sie es ihnen auch nicht verübeln. In dieser Gegend hatte niemand einen stabilen Wert, um sich mit solchen Dingen wie kaputten Aufzügen zu beschäftigen. Da ging man lieber zu Fuß rauf und runter und sparte seinen Wert für wichtigere Dinge wie Lebensmittel. So wohlhabend Singapur auch nach außen hin schien, gab es

auch hier Ecken, die das genaue Gegenteil waren. Irgendwo musste immerhin das einfache Volk leben.

Als sie völlig außer Puste vor ihrer Haustür ankam, bemerkte sie, dass die Tür ohne Schlüssel aufging. Es sah Leonard nicht ähnlich, sie nicht abzuschließen. Überhaupt hatte sie ein etwas unguutes Gefühl an diesem Abend. Er hätte eigentlich wieder zurück im Anwesen des Gouverneurs sein müssen, nachdem er Amalia am Shuttle Center abgesetzt hatte, um mit ihr gemeinsam nach Hause zu gehen. Das tat er immer. Selbst wenn er früher als sie Feierabend machen durfte. Was, wenn etwas schiefgegangen war?

Sie trat in die Wohnung und redete sich dabei ein, nicht grundlos den Teufel an die Wand zu malen. Panik war nie von Vorteil. Wahrscheinlich hatte er einfach beschlossen, direkt nach Hause zu kommen, um sich von der harten Woche zu erholen und dabei völlig vergessen, die Tür abzuschließen. So ein Verhalten sah ihm zwar nicht ähnlich, aber möglich war es.

»Leonard?«, rief sie in die leere Wohnung. Als keine Antwort kam, schlussfolgerte sie, dass er schon schlief. Sie zog ihre Schuhe im Flur aus und marschierte in ihren lila Hauspantoffeln ins Schlafzimmer, um nachzuschauen.

Ohne das Licht anzuknippen, betrat sie das Zimmer und blickte zu seinem Bett hinüber. Die Decke war aufgeschlagen, und das Kopfkissen hatte einen leichten Abdruck. Er musste also vor kurzem noch hier gewesen sein. Vielleicht war ihm zu spät eingefallen, dass er sie abholen musste, und er war noch einmal rausgefahren. Aber Moment mal, er besaß doch gar kein Fahrzeug, und den BMW des Gouverneurs parkte er immer an seinem ursprünglichen Platz. Irgendetwas stimmte hier nicht.

»Leonard?«, rief sie erneut und machte diesmal keine Anstalten, leise zu sein.

Wieder keine Antwort. Sie knipste die kleine Nachttischleuchte auf der Kommode an und erkannte Amalias Tasche auf dem Boden. Sie mussten hier gewesen sein. Aber das war gar nicht der Plan gewesen. Irgendetwas war wohl schiefgelaufen. Amalia wollte zusammen mit Erik Singapur verlassen. Wenn Leonard sie hierhergebracht hatte, weshalb war dann niemand hier?

Lynette war schon dabei, seinen Namen erneut zu rufen, als ihr Blick in die rechte Ecke des Zimmers hinter der Tür fiel. Bei dem Anblick von Leonards leblosem Körper, der an einem dicken Strick von der Decke hing, schrie sie so laut auf, dass man ihren Schrei im ganzen Haus vernahm. Tränen füllten in Sekundenschnelle ihre dunklen Augen, als sie fassungslos in die Ecke lief und vor der Leiche ihres Bruders laut schluchzend stehen blieb.

Sein Kopf war halsaufwärts violett-rot angelaufen. Die Augen quollen leicht heraus. Es dauerte mehrere Minuten, bis Lynette sich soweit gefangen hatte, dass sie imstande war, in die Küche zu rennen, ein scharfes Messer zu holen, einen Stuhl heranzuziehen, aufzusteigen und den Strick von der Decke zu lösen.

Leonard fiel wie ein schwerer Sack zu Boden. Lynette stieß erneut einen entsetzten Schrei aus, stieg sofort vom Stuhl, legte das Messer zur Seite und kniete sich neben ihn.

Sie hielt ihren Bruder in beiden Armen fest und drehte ihn behutsam auf den Rücken. Mit bloßen Händen versuchte sie, den Strick um seinen Hals zu lösen, dann griff sie wieder nach dem Küchenmesser und schnitt es an einer Seite durch, als würde noch die geringste Chance bestehen, ihn wieder ins Leben zurückzuholen. Doch seine Gesichtsfarbe blieb unverändert. Vor dem tragischen Schicksal kapitulierend, lehnte sie ihren Kopf auf seine Brust, schrie und weinte im wechselnden Takt.

Wer hatte ihrem Bruder das angetan? Sie wusste sofort, dass es kein Selbstmord sein konnte. Leonard war ein Kämpfer. Er hätte sich niemals das Leben genommen. Selbst nach dem Tod von Naomi und dem Verlust seines Kindes war er tapfer genug gewesen, um weiterzuleben. Er hatte fest an die Gerechtigkeit geglaubt und hatte nie die Hoffnung aufgegeben.

Lynette nahm seine Hand und drückte sie an ihre Lippen. Leonards Haut war kalt und sein Handgelenk seltsam verdreht. Sie griff nach seiner linken Hand, auch diese war gebrochen. Niemand hätte sich so etwas selbst zufügen können.

Bei der Vorstellung, welche Schmerzen ihr Bruder erlitten hatte, und der Angst, die er verspürt haben musste, als ihm klar wurde, dass sein Leben zu Ende ging, überkam Lynette eine ungeheure Trauer gepaart mit Übelkeit. Und da war noch etwas: Wut, wie sie sie noch nie in ihrem Leben verspürt hatte. Er war das einzige Familienmitglied gewesen, das sie noch besaß, und ihr bester Freund noch dazu. Wie sollte sie jetzt ohne ihn weiterleben? Hatte sie genug Kraft dazu?

Vorsichtig hob sie den schweren Oberkörper ihres Bruders, drückte ihn schluchzend an sich und flüsterte ihm ins Ohr mit der Hoffnung, dass ihre Worte ihn erreichten, wo auch immer er sich gerade befand: »Ich werde mich dafür rächen! Selbst, wenn mich das mein eigenes Leben kostet.«



Kaum eine halbe Autostunde von Reynolds privatem Anwesen entfernt wachte Amalia gegen die Mittagszeit auf. Sie war so furchtbar müde gewesen, als sie bei Isaac ankamen, dass sie auf der Stelle eingeschlafen war. Trotz des grellen Sonnenlichts, das durch das Fenster der Südseite auf ihr Bett schien, hatte sie bis eben noch fest geschlummert. Jetzt fühlte sie sich

wieder bei vollen Kräften und war ein wenig hoffnungsvoller als am Vortag.

Jamil lag mit geschlossenen Augen direkt neben ihr und atmete gleichmäßig. Der kleine Kerl schien noch müder zu sein als sie. *Wann er wohl das letzte Mal in einem richtigen Bett geschlafen hat?* Behutsam deckte sie seinen Rücken zu und stand auf.

Amalia hatte nicht den blassesten Schimmer, was dieser Tag ihr bringen würde oder wie es mit ihr überhaupt weitergehen sollte. Aber jetzt wollte sie an nichts von alledem nachdenken. *Neuer Tag, neues Glück*, versuchte sie sich mit den Lieblingsworten ihrer Mutter Mut zu machen.

Isaac war schon längst auf den Beinen und deckte den Tisch. Er lächelte sie an, als sie die kleine Küche betrat.

»Das Frühstück habt ihr leider schon verpasst, aber du kommst gerade rechtzeitig zum Mittagessen.«

Amalia roch den wohligen Duft von gebratenen Kartoffeln und Hähnchen aus dem Ofen. Ihr lief das Wasser im Mund zusammen. Sie konnte es kaum abwarten, etwas Richtiges in den Magen zu bekommen.

Na ja, etwas »Richtiges« traf auf das Hähnchen nicht ganz zu. Es musste ein im Labor hergestellter Fleischersatz sein. Denn echtes Fleisch konnten sich nur Bürger mit hohem Wert leisten. Zu denen zählte Isaac sicherlich nicht. Amalia hatte selbst schon während eines Praktikums mit zellkultiviertem Fleisch und Fisch aus dem Bioreaktor gearbeitet. Prinzipiell war dieser Ansatz lobenswert, diente doch die Forschung in erster Linie dem Zweck, die Massentierhaltung und Überfischung der Weltmeere in Grenzen zu halten. Jedoch verlagerte sich der Schwerpunkt weg von Tierquälerei hin zu sozialer Ungerechtigkeit. Der Wert von »echtem« Fleisch stieg nämlich rapide an, so dass sich der normale Bürger fortan mit dem Imitat zufrieden-

geben musste, während die privilegierte Schicht weiterhin das Original genießen konnte.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«, fragte sie, als sie das noch ungeschnittene Gemüse auf der Ablage neben Isaac entdeckte.

»Du kannst gerne schon einmal den Salat schnibbeln.« Er überreichte ihr ein Küchenmesser. Dabei fiel sein Blick auf ihre verwundete Hand. »Lass uns aber erst einmal deinen Verband wechseln.«

Amalia nickte. Die Schmerzen hatten dank des Paracetamol, das ihr Isaac in der Nacht gegeben hatte, etwas nachgelassen. Zwar war ihre linke Hand noch immer nicht richtig einsatzfähig, aber als Rechtshänderin war sie glücklicherweise nicht darauf angewiesen.

Während er ihre Wunde desinfizierte, fragte Amalia ihren Gastgeber über sein Leben aus. Isaacs Frau – Jane – war erst vor einem halben Jahr an einem Herzversagen gestorben. Sie hatten, trotz medizinischer Hilfe und jahrelanger Hormonbehandlungen, keine Kinder zeugen können, weshalb er jetzt allein lebte. Amalia merkte durch die Art, wie er über Jane sprach, dass er noch immer nicht über ihren Tod hinweg war. Dafür war es wohl noch zu früh.

Sie erzählte ihm über ihren eigenen Verlust und merkte, wie gut es tat, ihr Leid mit einem anderen Menschen zu teilen. Selbst über ihren Vater sprach sie mit ihm, weil Isaac ihr das Gefühl gab, ihm vertrauen zu können. Nur über Erik konnte sie nicht mit ihm sprechen.

»Was machen wir denn jetzt wegen deines Chips?«, sprach er das Thema an, das sie ebenfalls vermied. Sie hatte keine Antwort darauf. Ohne einen Chip war sie völlig wertlos und existierte praktisch gar nicht, jedenfalls nicht offiziell im System. Doch um einen neuen Chip zu beantragen, musste

sie den Diebstahl melden. Damit würde sie Chad direkt in die Arme laufen.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete sie aufrichtig.

Er sah ihrem bedrückten Gesichtsausdruck an, dass die Sache ernst war.

»Darf ich wissen, weshalb du nicht einen Ersatz anfragen möchtest?«, hakte er vorsichtig nach.

Es war zwecklos, ihm die Wahrheit vorzuenthalten. Also erzählte sie ihm in Kürze über Rayas Krankheit, die Zwangsheirat mit Chad und die anschließende Flucht vor ihm. Isaac sagte während der ganzen Zeit kein Wort. Er hörte nur zu, so wie es ein Freund getan hätte.

Eine Weile saßen sie schweigend da und kauten leise auf ihrem Essen herum, während Jamil noch immer im Nebenzimmer schlief. Isaac war so freundlich gewesen, ihnen sein Schlafzimmer zu überlassen. Er selbst hatte die Nacht auf der Couch verbracht.

»Deine Mutter konnte sich glücklich schätzen, eine Tochter wie dich zu haben«, unterbrach er schließlich das Schweigen.

»Ich habe nichts Besonderes gemacht.« Amalia zuckte mit den Schultern.

»Du hast jahrelang für zwei gearbeitet, um sie versorgen zu können, und warst sogar dazu bereit, einen Mann zu heiraten, den du verabscheust, nur um ihr das Leben zu retten.« Er machte eine kurze Pause, um sie darüber nachdenken zu lassen. »Ich glaube nicht, dass jedes Kind an deiner Stelle so gehandelt hätte.«

Amalia lächelte geschmeichelt, während Isaac seinen letzten Bissen mit einem großen Schluck Limonade herunterspülte und von seinem Platz aufstand.

»Bin gleich zurück.«

Amalia seufzte schwermütig. Es tat weh, über ihre Mutter in der Vergangenheitsform zu sprechen. Noch immer konnte

sie nicht glauben, dass Raya für immer aus ihrem Leben gegangen war. Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten, die wieder ihre Augen füllten, und sie wollte es auch gar nicht. Jetzt war endlich die Zeit, um ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Sie konnte und wollte nicht mehr stark bleiben und ließ die Trauer eintreten.



KAPITEL

5

Geschieh dir Recht, mieser Verräter!«
Ohne ein Fünkchen Mitleid schaute sich Chad die Videoaufnahme von Leonards letztem Atemzug an, die ihm seine Männer soeben ausgehändigt hatten. Dieser Scheißkerl war für die Schande verantwortlich, die ihm zuteilgeworden war. Er hatte SEINE Frau nicht nur geschwängert, nein, er hatte sie auch noch regelmäßig mit heimlichen Liebesbriefen versorgt, die irgendwie in Naomis Hände gelangt waren. Und das, obwohl er seine Frau in den letzten sechs Monaten ihrer Schwangerschaft vor den Augen der Öffentlichkeit versteckt gehalten hatte. Eingesperrt, um genauer zu sein, um den Kontakt zu ihrem Liebhaber zu unterbinden. Erst nach ihrem Tod hatte Chad den Haufen Liebesbekundungen unter ihrer Matratze gefunden. Eine weitere Demütigung, die sie ihm vor seinen Angestellten bescherte.

Hätte er bloß eine Überwachungskamera in Naomis Zimmer angebracht, aber die hatte er damals für unnötig erachtet, konnte sie doch ohnehin nicht aus dem Schlafzimmer fliehen. Zwar waren in der ganzen Villa Kameras aufgebaut, doch die im Flur zu Naomis Tür hatte stets nur weibliche Bedienstete gezeigt, die ein- und ausgingen. Kein Grund, um Zweifel zu hegen. Jetzt erst verstand Chad, wie Leonards Briefe überhaupt zu Naomi gelangt waren. Seine Schwester musste seine Verbündete gewesen sein, die brachte Naomi nämlich immer das Essen. Gleich zwei linke Ratten unter seinen Angestellten. So konnte man sich in Menschen täuschen.

Natürlich hatte er die Liebesbriefe auf mögliche Hinweise zu ihrem Absender untersuchen lassen. Aber die Handschrift wies auf niemanden hin. Zumindest niemanden von all den potenziellen Verdächtigen unter dem männlichen Personal, deren Handschriften er irgendwo besaß oder unauffällig hatte einsammeln können. Unter den Angestellten machten sich Gerüchte schneller breit als ein Hurrikan. So verzichtete Chad auch darauf, DNA-Proben zu nehmen, um einen Verdacht zu vermeiden, etwas könnte in seiner Ehe nicht stimmen. Was für ein Fehler! Er hätte diesen verräterischen Bastard sonst schon viel früher geschnappt.

Als »Monster« hatte Leonard ihn in seinen Briefen bezeichnet. Tja, dann sollten die zwei Turteltauben an ihrem jetzigen Aufenthaltsort spüren, was für ein Monster in ihm wirklich schlummerte.

»Sieh genau hin, wie friedlich dein geliebter Schatz an der Decke baumelt«, sagte er, das Tablet mit dem Video von Leonard auf das Gemälde von Naomi gerichtet. »Jetzt könnt ihr euch im Jenseits weiter anbeten.«

Die Ironie des Ganzen: Eigentlich hätte sich Chad glücklich fühlen müssen, jetzt, da er endlich den Verräter geschnappt und beseitigt hatte, der für sein Unglück verantwortlich war.

Doch er fühlte etwas anderes: Enttäuschung. Denn Leonard hatte nicht kleinbeigegeben, wie er erwartet hatte. Er entschied sich für einen ehrenhaften Tod, ohne Amalia zu verraten. Jetzt hatte Chad weder die Genugtuung erhalten, nach der er so lange gestrebt hatte, noch wusste er, wo sich seine Frau befand. Gleich zwei Gründe, um seine Verbitterung ins Unermessliche zu treiben.



»Warum weinst du?«, erklang Jamils kindliche Stimme vom Kücheneingang. Isaac hatte ihm einen Ersatztranslator aus seinem Büro geborgt. Zwar war das Hörgerät etwas zu groß für Jamils Ohr, aber wenigstens hatte er wieder einen Übersetzer, so dass sie sich normal miteinander verständigen konnten. Ihren eigenen Translator hatte Amalia mit Isaacs Ladekabel über Nacht aufgeladen.

Schnell wischte sie sich die Tränen von der Wange und versuchte, ein Lächeln aufzusetzen. Sie wollte den Kleinen nicht mit ihren Sorgen traurig stimmen.

»Ich habe an meine Mutter gedacht.« Sie gab ihm ein Zeichen, sich neben sie auf den freien Stuhl zu setzen. »Kannst du dich an deine Eltern erinnern?«, fragte sie nach, während sie ihm ein Stück Hühnchen abschnitt und auf einen sauberen Teller legte.

»Klar!« Jamil sprach mit einer Selbstverständlichkeit, die nicht zu seiner kindlichen Stimme passte. »Alle haben immer gesagt, ich sehe ein bisschen aus wie alle beide.«

Amalia fuhr ihm mit der Hand durch die langen Locken. »Ich habe eine Freundin, die genau solche Löckchen hat wie du.«

Sie vermisste Susan. Und gerade jetzt, wo Raya nicht mehr da war, spürte Amalia die Sehnsucht nach ihrer besten Freun-

din umso mehr. Gleich nachdem Jamil zu Ende gegessen hatte, würde sie Isaac bitten, sein Callpad zu nutzen, um sich bei Susan zu melden. Die machte sich wahrscheinlich schon wahnsinnige Sorgen um sie. Traf das auch auf Erik zu oder war sie ihm mittlerweile völlig egal?

»Na, kleiner Mann, hast du gut geschlafen?« Isaac war wieder zurück und schaute strahlend zu Jamil.

Der nickte mehrfach und biss in die saftige Hähnchenkeule hinein. Als Isaacs Blick auf Amalia fiel, wechselte seine positive Stimmung. Es entging ihm nicht, dass sie geweint hatte, doch er sprach es nicht an.

»Hast du das gekocht?«, fragte Jamil ihn mit vollem Mund.

»Ja, schmeckt es dir?«

»Mhm! Kannst du auch Schokoladenpudding machen?«

Isaac lachte. »Hab ich zwar noch nicht versucht, aber wir können's gerne zusammen ausprobieren.«

Jamil grinste ihn breit an, als er sich zu ihnen an den Tisch setzte.

»Ich weiß gar nicht, wie wir uns bei Ihnen bedanken können«, sprach Amalia schließlich. »Wenn es irgendetwas gibt, das ich für Sie tun kann, dann zögern Sie bitte nicht, es mir zu sagen.«

Am liebsten hätte sie ihn gefragt, ob sie ihm eine Weile im Haushalt aushelfen könnte, um bei ihm unterzuschlüpfen, bis sie eine eigene Unterkunft gefunden hatte, aber sie wollte seine Gutmütigkeit nicht ausnutzen. Er hatte schon so viel für sie getan, und das, obwohl er sie überhaupt nicht kannte. Sie musste nach einem anderen Ausweg suchen, um irgendwie über die Runden zu kommen. Nur, was sollte sie mit Jamil machen? Sie fühlte sich für den kleinen Mann verantwortlich und konnte ihn nicht wieder zurück auf die Straße setzen.

»Es ist mir peinlich, Sie das zu fragen ...«, sagte sie nach längerer Überlegung leise zu ihm gebeugt, damit Jamil sie

nicht verstand. »... aber wäre es möglich, dass Jamil vorerst bei Ihnen bleibt, bis ich wieder einen stabilen Wert habe?« Ihr war selbst bewusst, dass es lange dauern könnte, wenn sie es überhaupt hinbekam.

Isaac antwortete eine ganze Weile nicht, und Amalia bereute ihre Frage bereits. Wahrscheinlich hatte sie seine Gutmütigkeit nun wirklich strapaziert. Sie wollte sich schon bei ihm entschuldigen, als er ihr zuvorkam.

»Natürlich kann er hierbleiben. Dann bin ich nicht mehr so allein.«

Amalia atmete erleichtert auf.

»Aber wo wirst du bleiben?«

»Ich finde schon eine Lösung.« Sie versuchte, optimistisch zu klingen, obwohl sie gar nicht so zuversichtlich war.

»Ohne einen neuen Identitätschip kommst du nicht weit.«

Was sie darauf sagen sollte, wusste sie nicht, denn er hatte völlig recht. Ohne Chip keine Arbeit und ohne Arbeit kein Wert.

Schweigend schaute sie auf ihren noch halbvollen Teller.

»Als Jane so völlig unerwartet starb ...«, begann Isaac mit ruhiger Stimme zu erzählen, »... da wusste ich nicht, was ich ohne sie tun sollte.«

Amalia hörte ihm aufmerksam zu. Ihm lag offensichtlich noch etwas auf dem Herzen.

»Auf keinen Fall wollte ich sie auf irgendeinem Friedhof neben völlig Fremden beerdigen lassen. Ich wollte sie für immer bei mir haben.« Er machte eine Pause und schaute aus dem Küchenfenster hinaus in seinen gepflegten Garten, der nicht viel größer war als die Küche, in der sie saßen. »Also habe ich beschlossen, sie direkt neben ihrem geliebten Kirschbaum zu bestatten.« Ein schwaches Lächeln erschien um seine Mundwinkel. »Ich war mir sicher, dass ihr das gefallen würde. Irgendwie fühle ich so ihre ständige Nähe.«

Jetzt schaute auch Amalia hinaus und entdeckte den kleinen Kirschbaum in der hinteren Ecke, der noch nicht erblüht war.

»Bestattungen auf dem eigenen Grundstück sind gesetzlich verboten, wie du vielleicht weißt. Also habe ich ihren Tod gar nicht erst gemeldet. Bis heute ist es niemandem von der Regierung aufgefallen, dass sie nicht mehr da ist. Die engsten Freunde und Verwandten wissen Bescheid. Alle anderen, inklusive der Nachbarn, haben nicht einmal nach der Beerdigung gefragt.«

Auch Jamil streckte seinen Hals, um den Baum zu erkennen. Wenig beeindruckt steckte er sich eine Kartoffel in den Mund und kaute darauf herum. An dem Salat schien er kein großes Interesse zu haben.

»Schon erstaunlich, wie wenig sich die Menschen heutzutage füreinander interessieren, nicht?«, fragte er, ohne eine Antwort zu erwarten. »Unsere Gesellschaft ist zwar darauf dressiert, für andere da zu sein, aber in Wirklichkeit sind die Menschen noch gleichgültiger geworden als zuvor. Wichtig ist jedem nur der eigene Wert. Es geht nicht mehr ums Leben, sondern ums Überleben. Besser gesagt, geht es darum, nicht wertlos zu werden.« Er stieß einen langen Seufzer aus. »Aber sind wir nicht alle wertvoll, solange es auch nur einen Menschen auf dieser Erde gibt, der unseren wahren Wert kennt? Ich meine den Wert, der keine Zahlenfolge von null bis neun besitzt.«

Amalia betrachtete sein Gesicht aufmerksam. Jede seiner Falten schien ein Abbild seiner Lebensreise zu sein. Seine Worte beinhalteten so viel Wahrheit. Ihre Mutter war der Beweis dafür, dass der Wert eines Menschen nicht durch eine Zahl definierbar war. Schon gar nicht eine Zahl, die Fremde für einen festlegten.

»Jetzt fragst du dich wahrscheinlich, warum ich dir das alles erzähle?« Isaac lächelte sie wieder an, und Amalia wurde

schlagartig bewusst, wie lange sie ihn schon anstarrte. Sie hatte gar nicht über seine Intentionen nachgedacht. Wollte er nicht einfach nur seinen Kummer teilen, jetzt, wo er nicht mehr allein war?

Isaac stellte eine kleine Schatulle, die er anscheinend schon die ganze Zeit in der Hand gehalten hatte, auf der karierten Tischdecke ab. Amalia schaute auf die roséfarbene Hülle. Sie war gerade einmal so groß, dass ein Ring hineingepasst hätte.

»Aus einer Intuition heraus habe ich Janes Chip damals behalten, da er immer noch einen gewissen Wert besaß.«

Amalia blickte überrascht zu ihm auf.

»Ich dachte mir, dass er eines Tages von Nutzen sein kann.«

Isaac schwieg wieder, den Blick aber noch immer fest auf Amalia gerichtet.

Sie versuchte, zu begreifen, was er ihr damit sagen wollte.

»Ich denke, jetzt wäre er von Nutzen.« Er ließ sie nicht länger im Dunkeln tappen und schob die Schatulle zu ihr hin.

Amalia verschlug es die Sprache. Bot er ihr etwa gerade die Identität seiner Frau an?

»Isaac«, stammelte sie schließlich. »Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.«

»Der Chip hat zwar keinen hohen Wert, aber für den Anfang müsste er reichen.«

Amalia konnte ihr Glück kaum fassen. Nach so viel Pech am laufenden Band meinte es das Schicksal endlich gut mit ihr. Ein Engel musste Isaac zu ihr geschickt haben. Anders war all das nicht zu erklären.

»Ich ...« Sie ließ den Satz unbeendet. Ihr fehlten schlichtweg die Worte, um ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen.

»Aber du musst aufpassen, wo du den Chip einsetzt«, warnte er sie vor. »Wenn jemand die Daten überprüft, fliegst du auf.« Jetzt grinste er über beide Ohren. »Wie eine Zweiundsechzigjährige siehst du nämlich nicht aus, oder, Jamil?« Sein Blick

richtete sich auf den kleinen Jungen, der nicht genug in seinen Magen stopfen konnte. Jamil zog eine Grimasse und schüttelte dann heftig den Kopf.

Amalia lachte laut. »Ich stehe für immer in Ihrer Schuld, Isaac«, sagte sie, endlich imstande, zu sprechen. Dann erhob sie sich von ihrem Platz, um den älteren Mann in die Arme zu schließen. Er erwiderte ihre herzliche Umarmung.

»Leider war es Jane und mir nicht vergönnt, eigene Kinder zu haben. Aber wenn ich eine Tochter hätte, würde ich mir wünschen, dass sie so wäre wie du.«

Amalia empfand pure Freude. Als hätte das Schicksal sie doch nicht ganz aufgegeben, hatte sie soeben die Möglichkeit erhalten, mit einer neuen Identität ein neues Leben zu beginnen. Ein Leben, in dem Chadwick Reynolds nicht vorkam.

Natürlich war dies keine Dauerlösung, schließlich konnte sie sich nicht ewig mit Janes Identität tarnen. Aber wenn sie nichts Dummes anstellte, würde sie der Regierung eine Weile nicht auffallen.

Isaac legte seine Hand auf ihre Schulter. »Ich schlage vor, dass du vorerst bei mir wohnst, bis wir eine andere Bleibe für dich gefunden haben.«

»Ich bin Ihnen für das Angebot sehr dankbar, aber Sie haben mir schon mehr als genug geholfen.« Sie schenkte ihm ein warmes Lächeln. »Und es gibt da noch einige Dinge, die ich klären muss.«

Es gab vor allem eine Sache, die sie unbedingt tun wollte, und das war Singapur so schnell wie möglich zu verlassen. Ihr stand dieses Land mit all seinem vorgegaukelten Prunk bis zum Hals. Außerdem wollte sie unbedingt Susan wiedersehen. Und vor allem musste sie herausfinden, wo verdammt nochmal Erik steckte.